

(Nachdruck verboten.)

71)

Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

Artur war noch nicht zu Hause. Wenn er doch käme! Mine stand auf und warf, laut gähmend, einen verdrossenen Blick um sich. Das Warten half nichts, sie mußte sich niederlegen, sonst schlief sie morgen am Waschfaß ein; mochte er sich denn im Dunkeln Hals und Beine brechen! Er wollte es ja nicht anders haben.

Eben wollte sie ihr Kleid abstreifen, da trappte ein Schritt auf der Treppe; nun nahm sie doch hastig das Lämpchen und eilte, um ihm zu leuchten.

Seit dem frühen Morgen hatten sie sich nicht gesehen.

Artur machte jetzt mittags nicht mehr den Weg nach Hause, um sich das bißchen Essen aufzuwärmen, das im Sommer, am Abend vorher gekocht, nicht einmal mehr ganz frisch schmeckte. Und die Stube war so öde; selbst Fridchen nicht da! Seit Gretes Tod, und seit dem Kinde einmal im Keller, wo niemand es hütete, beinahe ein Fingerring zwischen der großen Kasse abgequetscht worden war, nahm Mine die Kleine mit sich. So aß Artur lieber mit seinen Kameraden in einer billigen Kneipe, nahe der Druckerei. Ein Hauptspäß war's, daß die Seker auch dort verkehrten; so fehlte es nicht an Gelegenheit, zur Würze des Mahles, seinen Witz leuchten zu lassen.

Als er jetzt die obersten Stufen hinaustrappte, merkte Mine: er war betrunken. Er taumelte und stolperte, und ein Alkoholbunt flog vor ihm her. Sie faßte ihn beim Arm und hob mit der anderen Hand das Lämpchen hoch, um ihm die Schwelle zu zeigen.

„Fests!“ Einen unterdrückten Schrei ausstoßend, zog sie ihn rasch in die Stube. Auf seiner Stirn klebte geronnenes Blut, auf seiner Wacke, auf seiner Nase; bis aufs Hemd war's ihm gelaufen und lang heruntergesickert. Die Haare waren von Blut verschmiert; vorn, vom Schädel quer über die Stirn weg, zog sich ein tüchtiger Riß mit unebnen Rändern. War er gefallen? Sie drückte ihn auf einen Stuhl und begann mit einem Handtuchspieß das geronnene Blut abzuwaschen; es war nicht so schlimm, wie es aussah. Sie wurde ruhiger.

Er hielt ganz still und schimpfte nur unausgesetzt halb-laut vor sich hin.

„Haste Der gefeist, Artur?“

„Jarvoll!“ Er lachte ingrimmig auf. „Das Kameel — den Seker — ordentlich verbaum — de — de — der —“ Das Weitere verlor sich in Wallen.

„Aber, Artur, wie konntest bloß?“ Es war nur ein ganz leiser Vorwurf, noch dazu von einem besorgten, kleinen Ellbogenstoß begleitet, aber der Trunkene schnellte gereizt auf. Das Lämpchen in die Faust packend, schlenbert er es plötzlich vom Tisch, daß es am Boden in tausend Scherben zerklüffte.

Nur der Mond gab jetzt noch Licht.

„Aber Artur, Artur!“ Vergeblich suchte sie ihn auf den Stuhl niederzuziehen.

„Da haste's,“ schrie er, „laß mich in Ruh! Rujonieren laß ich mich nicht; von Dir nicht, von dem nicht, von kei-kei-keinem!“ Mit den Armen suchte er wild in der Luft.

Sie nahm sich zusammen und drückte ihn mit Gewalt nieder und streichelte ihn leicht. „Daß gutt fein, Artur! Ja, Du has ganz recht, Du sollst Der ooch nischte gefallen lassen!“

„Du — ich — auch nicht,“ knurrte er. „Entla — la — lassen — haha! Pfeif drauf — haha — entlassen!“

Mine horchte auf, ihr Gesicht bekam den Ausdruck ängstlichen Lauschens. „Was sagste? Wer is entlassen?“

„Pfeif drauf — schnuppe! Aber den — Se — Se — Seker — den Rump — hab ich noch Mo — Mo — Mores gelehrt!“ Er lachte vergnügt. „Daß ihn jetzt nur — pe — peken — ganz schnuppe — entlassen — hahahaha! — Quatsch!“

Er fuhr sich mit der Hand an die Stirn und brüllte auf: „Gal — lunte — wer' der lehren, einem Biersei — del an'n Kopf schmeißen. Du Spigbube — du —“

„Artur!“ Sie packte ihn mit beiden Händen an den

Schultern und rüttelte ihn stark. „Wer is entlassen? Du doch nicht?“

„Jarvoll,“ sagte er plötzlich, scheinbar ganz nüchtern, „Sonnabend — is 's alle!“

„Aus der Druckerei entlassen —?! Artur!“ Das war ein Aufschrei. Und nun konnte sie nicht mehr an sich halten, eine Blut verzweifelter Klagen, verzweifelter Vorwürfe, strömte über ihre Lippen.

Keine Stelle — schon wieder keine Stelle?! Was sollte nun werden?! Daß er aber auch nirgendwo aushielt! Nichts war ihm recht. Darum war auch niemand mit ihm zufrieden. Wie sollte das werden, wenn der Sommer vorbei war, wenn man heizen mußte?! Sie allein konnte nicht alles verdienen. Wo würde er wieder Arbeit finden?! Ach nirgendwo, nirgendwo!

Sie rang die Hände.

Und wenn sie nun nicht mehr arbeiten konnte? Wenn die Zeit kam, wo — wo — in der — wo — — — — —

So weit hatte er sie, wie betäubt, ganz still angehört. Jetzt brüllte er plötzlich auf: „Halt de Schnauze!“

Sie brach in ein fassungsloses, verzweifelt Schlußzen aus, und zwischen dem Schlußzen stieß sie hervor: „Wie sollen mer'sch satt kriegen — noch en Kind?“

„Was —?!“ Nun war er auf den Füßen, blaurot wurde sein Gesicht. „Noch eins — was — noch eins?!“ Er holten zum Schlage aus. „Sa — sa — sag's noch mal, — verflucht!“

Sie duckte sich vor seinem Schlage. Aufschreiend flüchtete sie hinter den Tisch.

Seine Augen rollten, mit der Wut eines Unsinnsigen trommelte er auf den Tisch. „Untersteh Dich — hörste, ich — ich will nicht — noch eins — ne — untersteh Dich — Du — Du!“

Furchtbar drohend sah er sie an.

So hatte sie ihn noch nie gesehen. Eine Todesangst überkam sie vor seinen finsternen, blutunterlaufenen Augen; die Haare hingen ihm struppig ins Gesicht, er hatte sich bei dem wilden Umherfucheln selbst gegen die Stirn getroffen, nun rieselte das Blut nieder. Sein Aussehen flößte Entsetzen ein; sein junges Gesicht war ganz zerwühlt, ganz verfürcht. Sie erkannte ihren Mann kaum wieder.

Ein Grausen packte sie; zitternd stürzte sie nach der Tür. Er ihr nach mit geschwungenen Fäusten.

Schon war sie den obersten Treppenabsatz hinunter.

Er folgte ihr nach.

Aber jetzt tobte er durch die Stube wie ein Toller — krach, krach — klirr, klirr. Jetzt schrie Fridchen durchdringend.

Wenn er dem Kinde was antat! Blitzschnell eilte die Mutter wieder die Stufen hinauf.

Da stand Fridchen ferkengerade im Körbchen, mit entsetzten Augen, und der Vater raste umher und schlug mit einem Stock alles kurz und klein. Krach, jetzt gegen die Wand — klirr, jetzt in den Küchenrahmen. All das schöne Porzellan zu Scherben.

„Artur!“

Er hörte sie nicht; immer weiter suchte er mit dem Stock. Da stürzte sie vollends ins Zimmer, riß das Kind aus dem Bettchen und preßte es an die Brust, daß er's nicht totschlug.

Jetzt bemerkte er sie. „Du — Du!“

Sie floh, — er ihr nach, mit dem Stock drohend.

Sie flog die Treppen hinunter, er stolperte hinterdrein.

„Meine Frau — ich schlag se tot — meine Frau!“ Ueberlaut dröhnte seine Stimme durch das nachtsille Haus.

Türen knarrten und wurden geöffnet, Lichtschein fiel heraus.

Sie floh in sinnloser Angst.

„Meine Frau — halt se fest — wo ist se — meine Frau?“

Immer weiter floh sie — jetzt war sie unten im Keller. In der dunkelsten Ecke kauerte sie sich nieder, ihr Herz pochte rasend, ihr Kopf war verwirrt. Mit aufgerissenen Augen ins Dunkel starrend, das wimmernde Kind fest an sich gedrückt, lauschte sie nach oben. Hier würde er sie nicht finden,

Noch hörte sie sein Geschrei: „Meine Frau, meine Frau“ — dann andere Stimmen.

Das ganze Haus war alarmiert. In einem Gefühl un-
täglicher Scham kroch Mine immer mehr in sich zusammen.
Nach und nach wurde es still, sie hatten ihn wohl be-
ruhigt. Noch immer lauschte sie mit angehaltenem Atem;
endlich richtete sie sich auf. Wie lange sie wohl hier gefessen
hatte? Sie war ganz steif. Fridchen nieste und hustete; die
hatte sich gewiß erkältet! Oh, wohin jetzt — wohin?!

Sinauf in die Wohnung traute sich Mine noch nicht.
Langsam, schwerfällig stieg sie die Kellertreppe hinauf, am
liebsten wäre sie auf allen Vieren getrochen, ihre Füße
wollten sie kaum mehr tragen. Wohin — wohin —?!

Bei Bartuschewskis schimmerte noch ein Licht. Trotzdem
die Feind mit ihr waren, sie nicht einmal mehr grüßten,
Klopste sie dort an. Die Bartuschewski, in Unterrock und
Nachtjade, öffnete. „Bartuschewski is oben bei Ihrem Mann“,
flüsterte sie und zog Mine hastig über die Schwelle. „Kommen
Se rein!“

Ein paar Augenblicke sahen sich die beiden Frauen stumm
an, dann nickten sie sich zu — traurig, verständnisinnig, —
und weinend fielen sie sich um den Hals. Sie waren versöhnt.

Am Morgen, als Mine ihren Mann aus dem Hause
wusch, kletterte sie die vielen Treppen hinauf. Heute konnte
sie nicht zur Arbeit gehen, und wenn sie die Waschielle des-
wegen verlieren sollte; ihr war zu elend.

Wie eine alte Frau hielt sie sich am Treppengeländer fest
und erstieg mühsam Stufe um Stufe. Ihr Herz klopste, als
sie die Klinke ihrer Stubentür niederdrückte — wenn er nun
doch noch drin war?! Sie mochte ihn gar nicht wieder-
sehen — nein, nie, nie wieder!

Mit einem bequemen Atemzug trat sie ein. Er war
fort! Da war das zerwühlte Bett; Kissen und Leintuch und
Zudecke, alles durcheinander geknüllt. Da stand die schmutzige
Waschschale, das Wasser war noch gerötet — da lag das Hand-
tuch, mit dem sie ihm das Blut abgewaschen — und da, ge-
dunkelte Blutstropfen, auf den Dielen, auf der Schwelle.

Und Scherben, Scherben! Die grelle Morgen Sonne zeigte
alles.

Mit einem Behlaut kniete Mine neben dem Ofen
nieder. Oh, ihr Stolz, ihre einzige Pflanze, ihr schöner
Küchenrahmen! Ein einsames Töpfchen hing unversehrt
ganz oben, sonst baumelten nur noch ein paar Gentel in den
blauen Bändchen. Alles war abgeschlagen, aber auch alles.
Selbst die hölzernen Kochlöffel hatte er demoliert. Der
Wüterich!

Mit zitternden Händen las Mine die Scherben in ihre
Schürze; sie schnitt sich dabei in die Finger, aber sie merkte
es nicht. Wie vernichtet kauerte sie auf dem Boden und
starrte den leeren Küchenrahmen an.

So fand die Bartuschewski sie, die mit Fridchen nach-
kam. In mitfühlender Geschwätzigkeit suchte sie Mine zu
trösten, aber diese schüttelte den Kopf, immerfort wimmernd:
„Mein Küchenrahmen, mein Küchenrahmen!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Hader zweier Mirgoroder Größen.

9]

Von Nikolaus Gogol.

„Ich erlaube mich nicht mit Ihnen zu streiten. Wenn Ihr die
Sau der Polizei nicht verabsolgen wollt, so benutzen Sie solche nach
Belieben. Stecht sie ab; wenn es Euch recht ist, für Weihnachten,
macht Schinken und Würste oder verzehrt sie auf andere Weise.
Nur möchte ich Euch bitten, mir ein paar Würste zu schicken, wie
sie Eure Gapsa so schmackhaft mit Schweinsblut und Speck zu
machen versteht. Meine Agrabina Triphonowna liebt sie sehr.“

„Ein paar Würste schide ich mit Vergnügen.“

„Ich werde sehr erkenntlich dafür sein, mein werter Freund
und Gönner.“

„Jetzt erlauben Sie mir noch ein Wörtchen. Ich habe den
Auftrag vom Richter wie von allen unseren Bekannten, Sie mit
Iwan Nikiforowitsch — sozusagen Ihrem Freunde — zu versöhnen.“

„Wie! Mit diesem Grobian! Mit ihm soll ich mich versöhnen?
Niemals! Das geschieht nie, nie!“ — Iwan Iwanowitsch befand
sich in einer sehr entschiedenen Stimmung.

„Wie es Ihnen gefällig ist“, erwiderte der Polizeimeister, beide
Rasenslöcher mit Tabak stopfend; „ich erlaube mir nicht Ihnen zu

raten, aber gestatten Sie mir zu melden: Jetzt seid Ihr im Streite,
aber wenn Ihr Euch ausöhnt . . .“

Iwan Iwanowitsch begann aber vom Wachtelfang zu sprechen,
was gewöhnlich der Fall war, wenn er einem unlieblichen Gegen-
stande ausweichen wollte. Und so mußte sich der Polizeimeister,
ohne etwas auszurichten, nach Hause begeben.

6. Kapitel.

(Aus welchem der Leser leicht erfahren kann, was es enthält.)

So sehr man auch im Gerichte die Angelegenheit geheim zu
halten trachtete, wußte doch am anderen Tage ganz Mirgorod, daß
die Sau des Iwan Iwanowitsch die Klageschrift des Iwan Niki-
forowitsch fortgeschleppt hatte. Der Polizeimeister ließ es sich zuerst
aus Vergeßlichkeit einschlipfen. Als man Iwan Nikiforowitsch ein
Wort davon fallen ließ, fragte er nur: „War es keine Schwarz-
braune?“

Nun begann erst recht Agafia Fedossejewna den Iwan Niki-
forowitsch zu hehen: „Wer bist Du denn, Iwan Nikiforowitsch?
Man wird Dich wie einen Dummkopf auslachen, wenn Du es so
hingehen läßt! Ein schöner Edelmann, wird's heißen! Du wärst
ja ärger als ein altes Weib, das eingemachte Früchte verkauft, die
Dir so schmecken.“

Und sie setzte es durch, die Unermüdliche! Sie trieb irgendwo
einen Mann in den Mitteljahren auf, schmierig, blattennarbig, in
einem dunkeln, fadenförmigen, an den Ellenbogen geflickten Ueber-
rock, der Typus eines Winkeladvokaten. Die Stiefel schmierte er
mit Teer, hinter jedem Ohr steckten drei Federn und an einem
Knopfe hing an einem Schnürchen statt eines Tintenfassens ein
blasenförmiges Fläschchen. Er konnte auf einem Stuhl neun
mächtige Krautpfeifen verschlingen und steckte noch den zehnten in
die Tasche. Dafür konnte er auf einem Stempelsbogen mehr
Schikanen und Kniffe anbringen, als irgendein Leser, ohne zu
husten und zu niesen, zu lesen vermöchte. Diese einem Menschen-
gebilde wenig ähnliche Figur wühlte, hakt, schrieb und leimte
endlich folgendes Schriftstück zusammen:

„An das Mirgoroder Bezirksgericht, von dem Edelmann Iwan,
Sohn des Nikifor Dowgotschschin.“

„Betreffs des Edelmannes Iwan, Sohn des Nikifor Dowgo-
schschin Klageschrift wider den Edelmann Iwan, Sohn des Iwan
Pererepenko, gegen den das Mirgoroder Bezirksgericht allzuviel
Nachsicht an den Tag gelegt hatte. Doch die bis jetzt geheim ge-
haltene freche Eigenmächtigkeit der schwarzbraunen Sau ist auch
schon fremden Personen zu Gehör gekommen. Diese kostbare
Handlungsweise und große Nachsicht fällt aber dem Gerichte un-
mittelbar zur Last, denn die Sau ist ein dummes Tier, dem man
keine Regierungsvorschrift eröffnen konnte, das aber darum zum
Raube eines Aktenstückes um so geeigneter ist. Daraus ergibt sich
augenscheinlich, daß die oft erwähnte Sau zu dieser Tat ange-
stiftet ist und zwar eben von dem Gegner, dem sich Edelmann
nennenden Iwan, Sohn des Iwan Pererepenko, der schon des
Raubes, der Verschönerung gegen die Sicherheit des Lebens und
der Kirchenschändung überführt ist. Aber das Mirgoroder Gericht
hat mit der ihm eigenen Parteilichkeit eine geheime Billigung dieser
Person zur Schau getragen, weil ohne dessen Billigung diese Sau
auf keine Weise mit dem Fortschleppen des Aktenstückes betraut
werden konnte, denn das Mirgoroder Gericht ist mit Amtsbienern
vollkommen versehen; es genügt hier, des einen Soldaten zu er-
wähnen, der sich zu jeder Zeit im Vorgemache aufhält, der wenn
er auch ein schiefes Auge und einen etwas verkrüppelten Arm hat,
immerhin die entsprechende Befähigung besitzt, mit einem Knüttel
die Sau zu verschleichen. Daraus ist also glaubwürdig die Nach-
sicht dieses Mirgoroder Gerichtes und die unstreitige Teilung des
jüdischen Profites unter die Beteiligten erwiesen. Der obenwähnte
Räuber und Edelmann Iwan, Sohn des Iwan Pererepenko bleibt
dahero für seine Schelmerei unbestraft. Deshalb bringe ich, der
Edelmann Iwan, Sohn des Nikifor Dowgotschschin, dies dem Mirgo-
roder Gerichte mit dem Bemerken zur gebührenden Wissenschaft,
daß wenn von der schwarzbraunen Sau oder von dem mit ihr ein-
verstanden Edelmann Pererepenko die bezeichnete Klageschrift
nicht eingebracht und infolgedessen eine Entscheidung nach der Ge-
rechtigkeit und zu meinen Gunsten nicht erlassen wird, ich, der
Edelmann Iwan, Sohn des Nikifor Dowgotschschin betreffs dieser
gefehrdigen Nachsicht des Gerichtes beim hohen Tribunale Klage
führen und in gehöriger Form die Angelegenheit bei diesem an-
hängig machen werde.“

„Der Edelmann des Mirgoroder Bezirkes, Iwan, Sohn des
Nikifor Dowgotschschin.“

Diese Beschwerdeschrift verfehlte ihre Wirkung nicht. Der
Richter war, wie es gutmütige Leute gewöhnlich sind, ein Feigling.
Er wendete sich an den Sekretär. Doch der Sekretär ließ nur den
Lippen ein Oh-Im entföhren und auf seinem Gesicht zeigte sich
nur jene gelassene, teuflisch-zweideutige Miene, die dem Satan
eigen ist, wenn er die zu ihm ihre Zusage nehmenden Opfer zu
seinen Füßen sieht. Es blieb nur ein Mittel: Die zwei Freunde
zu versöhnen. Wie das bewerkstelligen, da bis jetzt alle Versuche
fruchtlos geblieben? Man entschloß sich zu einem letzten Versuche,
aber Iwan Iwanowitsch erklärte bündig, daß er von nichts hören
wolle und wurde sogar sehr ärgerlich. Iwan Nikiforowitsch drehte
den Vermittlern den Rücken und es war kein Sterbenswörtchen aus
ihm herauszubringen. Nun begann der Prozeß mit der unge-
wöhnlichen Nachsicht, der sich unsere Gerichte rühmen können. Die
Stücke wurden präsentiert, protokolliert, mit einer Nummer ver-

sehen, eingekieselt, indigiert und ins Fach gelegt, wo sie lagen, lagen und lagen, — ein Jahr, ein zweites, ein drittes Jahr. Viele Bräute kamen unter die Haube; Mirgorod erhielt eine neue Straße; der Richter verlor einen Stodjahn und zwei Badenzähne; im Hofe des Iwan Iwanowitsch liefen mehr Kinderchen herum als früher (der liebe Himmel mag wissen, woher sie kamen); Iwan Nikiforowitsch baute Iwan Iwanowitsch zum Trost einen neuen Gänsestall, wenn auch etwas mehr von dem ersten entfernt, er verbaute sich überhaupt derart vor Iwan Iwanowitsch, daß diese würdigen Personen sich nicht mehr ins Gesicht sehen konnten. Die Sache selbst lag aber in bester Ordnung im gerichtlichen Schubfach, das vor lauter Tintenflecken wie marmoriert aussah.

Indes war für ganz Mirgorod ein höchwichtiges Ereignis herangekommen. Der Polizeimeister gab eine „Assemblée.“ Wo nehme ich Pinsel und Farben her, um die Mannigfaltigkeit der Auffahrt und das großartige Fest selbst zu schildern? Nehmt eine Uhr, öffnet sie und seht, was darin nicht alles vorgeht! Nicht wahr, ein schrecklicher Wirrwarr? Stellt Euch nun vor, daß fast eben so viel, wenn nicht noch mehr Räder vor und in dem Hofe des Polizeimeisters standen. Was waren da nicht für Brittschken und Wagen aller Art? Bei dem einen ist das Hinterteil breit, das Vorderteil ganz schmal, bei einem andern war es gerade umgekehrt. Der eine Wagen stellte eine Brittschke und eine Kalesche zugleich vor, der andere war keines von beiden; wieder ein anderer glich auf ein Paar einem mächtigen Genschuber oder gar einer diden Kaufmannsfrau; wieder einer sah wie ein zerzauster Jude oder wie ein Elefant aus, das noch nicht ganz von der Haut entblößt ist.

Mancher Wagen ähnelte im Profil ganz einer Pseife mit dem Rohr, mancher andere war mit gar nichts zu vergleichen und stellte irgend eine absonderliche formlose, phantastische Gestalt dar. Zwischen dieser Unzahl von Wagen und Wägelchen aller Formen standen sogenannte Kutschen mit Zimmerfenstern und didem, kreuzartigem Geflecht statt der Scheiben. Die Kutscher in grauen Kastrans, Kitteln und Röden aller möglichen Schnitte, in hohen Schaffell- oder sonstigen Fouragiermützen von verschiedenem Kaliber führten die ausgespannten Pferde mit den Pseifen im Munde im Hofe herum.

Welch eine Assemblée gab der Polizeimeister! Welche Unzahl von Gästen! Wer nennt ihre Namen! Der ganze Kalender müßte erschöpft werden; es fehlte fast kein einziger Heiliger! Ich hätte nicht die physische Kraft sie alle hinzuschreiben, die Hand würde mir erlahmen. Und welche Damen — braune und blonde, lange und kurze, dicke, fette — wie Iwan Nikiforowitsch — dann wieder so dünne, daß es schien, man könnte sie in der Regenscheide des Polizeimeisters verstecken. Wie viele Arten von Kopfpuk, wie viele Kleider! Rote, gelbe, laffenbraune, grüne, blaue, neue, gewendete, umgenähte, — welche Tücher, Bänder, Beutel! Leb! wohl, arme Augen! Nach diesem Schauspiel werdet ihr wohl ganz geblendet sein! Und welch mächtig langer Tisch war ausgezogen! Und wie sprach alles unter einander, wie rauschte und brauste alles! Was ist dagegen eine Mühle mit all ihren Steinen, Rädern, Trillingen und Stampfen! Ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, wovon alles gesprochen wurde, aber man muß annehmen, von vielen angenehmen und nützlichen Dingen, als da sind: das Wetter, die Hunde, der Weizen, die Füllen usw. Auch von Hauben und sonstigen Modestücken war die Rede. Endlich sagte noch Iwan Iwanowitsch, aber nicht der uns bekannte, sondern der mit dem schiefen Auge: „Es wundert mich sehr, daß mein rechtes Auge (der schiefäugige Iwan Iwanowitsch) pflegte von sich selbst in ironischem Ton zu sprechen nicht Iwan Nikiforowitsch, Herrin Dowgotschkin sieht.“

„Er wollte nicht kommen,“ sagte der Polizeimeister.

„Warum denn nicht?“

„Es sind schon Gott sei Dank mehr als zwei Jahr, daß sie mit einander in Streit geraten, das heißt, Iwan Iwanowitsch und Iwan Nikiforowitsch, und wo der eine sich befindet, dorthin kommt der andere gewiß nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein serbischer Königsroman.

„Golgatha“, ein Ballanroman von Wladan George-
witsch (Stuttgart-Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 1909. — Preis:
gebunden 6 M., geb. 7 M.).

Die Vorgänge in einigen Ballanstaaten, zumal Serbiens, sind zu frisch, als daß sie schon ins Vergessen geraten sein könnten. Beinahe hätte es Krieg mit Oesterreich gegeben, möglicherweise wäre dadurch ein Weltbrand entstanden, bei dem die aufeinandergebeizten Nationen schließlich die Kosten hätten bezahlen müssen. — Gerade zur richtigen Stunde erscheint da dieser Roman mit dem sonderbaren Titel. Zwar wird er kaum explosive Wirkungen verursachen, denn sein Aktualitätsinteresse ist doch schon ein wenig von „gestern“. Immerhin sind erst einige Jahre seit der Ermordung Alexanders und seiner Draga Wärschin verfloßen. Und obwohl nicht deren indirektem Mörder und Nachfolger auf dem serbischen Thron, gilt der Roman doch der vorausgegangenen Dynastie Obrenowitsch, d. h. deren letzten Ausläufer: Milan nebst seiner schönen Natalie und der beiden Söhne. Ein sauberes Aleeblatt fürwahr. Natalie: angeblich eine herzlose Kokette und russische

Konspirantin in ihrem Adoptivvaterlande; der Junge, der nachher König spielen und ein Ende mit Schreden nehmen sollte, ein durch Ausschweifungen physisch und moralisch dekrepides Subjekt — würdig seines lieberlichen Erzeugers, den nun auch längst die Erde deckt. . . . Und dieser Ex-Monarch ist der Held des Romans! Seines Verfassers wegen wird er in den Schichten der höheren Gesellschaft ein gewisses Aufsehen erregen. Wladan Georgewitsch ist nämlich kein anderer als der ehemalige Leibarzt und Freund Milans. Georgewitsch war aber auch eine Zeitlang serbischer Kultusminister und tritt nun selbst unter einem Dednamen als handelnde Person in dem Drama des Hauses Obrenowitsch hervor. Die Leser haben sich also schon mancher Lieberatschungen zu versehen. Wenn man dem Verfasser glauben darf, war Milan wirklich ein bellagender, merter Mann, ein Tragiker auf dem wie von der Hölle umbrandeten serbischen Thron. Die Geschichte seiner letzten Regierungsjahre wird hier, obwohl mit dichterischer Freiheit, dennoch mit dokumentarischer Wirklichkeitstreue angeordnet. Hauptakte sind darin: Milans Scheidung von Natalie, die, wenn auch im Hintergrund der Romanhandlung verbleibend, doch sehr unvorteilhaft wegfällt, und des Königs Abdankung. Er selbst erscheint als eine hochintelligente, freilich allzu optimistische Herrschergehalt. Wir sehen ihn in der überaus schwierigen Lage, in der er selbst und das serbische Land sich befinden, seine Maßnahmen treffen und seine letzten bedeutungsvollen Staatsaktionen vorbereiten und ausführen. Wir sehen seine Regentenschaft und sein Leben fortwährend von Intrigen, Verschwörungen, Attentatsversuchen bedroht, deren er sich mit seltener Klugheit und Geistesgegenwart erwehrt. Mit nicht endenwollenden Audienzen, Ministerkonferenzen usw. setzt die Handlung ein; und durch politische Aktionen, parlamentarische Verhandlungen nebst langen Redebildchen muß sich der Leser von jetzt ab hindurchwinden. Der Verfasser fordert ja ein bißchen viel; denn was geht uns dieser ganze Staatsmechanismus an! Aber er weiß eben die trockenste Materie flüssig und interessant zu machen. Ja, er überumpelt uns förmlich mit Beweisen der glänzenden Geistesgaben seines königlichen Freundes. Erst wenn wir diese Ergüsse hinter uns haben, gelingt es uns, hier und da Fragezeichen aufzurichten. Wo in aller Welt kriegt Milan für alle Aktionen, die er unternimmt, bloß die Zeit und — die Fähigkeiten her? So viel Königslob auf einmal klingt verdächtig. Nicht recht glaubwürdig erscheint es uns auch, wenn Georgewitsch verschiedenen serbischen Parlamentariern bei den Erörterungen über Presse, Zensur und Schrifttum Vertrautheit mit Anschauungen von Milton, dann über Goethe bis auf — Treitschke in den Mund legt, so ehrend das für den Verfasser selbst ist.

Aber wir lernen Milan auch als Menschen kennen. Vielleicht ist diese Charakter- und Milieuschilderung das Beste an dem Roman. Milan hat eine liebeleere Kindheit vollbracht. Ahtzehnjährig kommt er auf den Thron. Seine Erziehung, seine Bildung waren präfix genug. Nun nimmt ihn das Leben in die harte Schule. Er heiratet; aber er findet kein Glück in der Liebe. Die nur um die Erhaltung ihrer körperlichen Reize besorgte Frau behandelt ihn en canaille. Er muß sich von ihr trennen. Das führt zu schweren innerpolitischen Komplikationen. Schließlich findet er in der Witwe eines wegen verschwörerischer Umtriebe standrechtlich erschossenen Offiziers, die ihm, dem König, Rache geschworen und ihn zu erdrossen kommt, das Weib, das er lieben kann und muß. (?) Milan, dessen Lebensschicksal bisher wie ein Vulkan unter Asche verglühn mußte, kennt nun kein Maß in der Liebe; er ist unerträglich — ein Tiger der Lust. Und dies Weib, kein anderes, soll nicht bloß seine Geliebte sein; zur Frau und Königin gedenkt er sie zu erheben. Das König spielen hat ihm nur Leid gebracht. Er will — selbst um den Verzicht auf die Krone — leben, wie andere Menschen leben. Die Geliebte sträubt sich gegen das Opfer, das er der Liebe bringen will. Denn was wird er als abgedankter Herrscher sein? Ein Nichts, wie andere seiner entthronten Kollegen. Ja, wenn er wenigstens in unermeßlichem Reichtum schiede! Aber er ist arm — und aufs Wohlleben werde er nie verzichten können. Also wird auch die Frau nur eine klägliche Rolle bei ihm spielen; und diese Rolle würde bald ausgespielt sein und dann wäre sie eine schmachlich Verlassene — elender als je. . . . Milan jedoch dankt wirklich freiwillig ab, nachdem er seinem Sohne Alexander die serbische Thronfolge gesichert hat. Jetzt steht dem Einfluß der zarischen Politik in Belgrad kein Hindernis mehr im Wege. Ja, der russische Gesandte verschafft dem Erlkönig rasch zwei Millionen Frank als Hypothekenschuld auf dessen Güter. Die Geliebte hat also nicht vermocht, Milan von dem unseligen Schritt seiner Abdankung abzuhalten. Jetzt, als er, nachdem eben sein Sohn als König ausgerufen worden ist, zu ihr hineilt, vergiftet sie sich vor seinen Augen und stirbt. „Wie ein Stück Holz fiel Amilian IV. (Milan) zu Boden. Der Arzt hatte viel zu tun, bis er ihn wieder zum Bewußtsein und auf die Füße brachte“. . . . Zwei Stunden später läßt Milan bei einer Auslandsfirma telegraphisch Auftrag geben, ihm eine Karawane für eine Reise durch Kleinasien zu organisieren. Warum? „Ich will Golgatha sehen. Dort haben die Menschen einen lebendigen Gott an das Kreuz genagelt. Dort hat ein Gott unmenschliche Qualen erduldet, wie ich sie heute mit eigenen Augen gesehen habe. . . . Ich will die Nachkommen jener Menschen sehen, die einen Gott getötet haben. . . .“ Das ist der Ausklang des Romans, dem trotz seiner politischen Breitpurigkeit doch nicht gewöhnliche künstlerische Qualitäten eigen sind. Abgesehen von starrer Konzentration auf die Hauptgestalt und plastischer Charakterzeichnung aller beteiligten Personen besticht er partienweise wieder gerade durch

den geschickt mit der Handlung verbundenen Einschlag an Schilderungen ferblicher Sitten und Bräuche, wodurch ihm auch eine Art kulturhistorischen Kolorits gewahrt bleibt. Ernst Kretowski.

(Nachdruck verboten.)

Kasein.

Obwohl die Milch seit jeher in umfangreichstem Maße als Nahrungsmittel Verwendung gefunden hat und auch in Zukunft finden wird, so ist doch auch sie nicht von dem Schicksal verschont geblieben, für technische Zwecke ausgenutzt zu werden. Dadurch wird natürlich der Wert der Milch als Nahrungsmittel in keiner Weise herabgesetzt. Im Gegenteil! Diese technische Verwertbarkeit ist gerade vom ökonomischen Standpunkt freudig zu begrüßen. Denn erst durch die technische Verwertung der Milch ist die Möglichkeit geschaffen worden, diesen wertvollen Tierstoff auch in den Fällen rationell auszunutzen, wo seine vollkommene Verwendung in den bekannten verschiedenen Formen als Nahrungsmittel aus irgend einem Grunde (z. B. infolge von Ueberproduktion an Milch in der betreffenden Gegend) nicht immer möglich ist. In dieser Hinsicht kann man ohne Uebertrieb sagen, daß die seit alter Zeit geübte Verwertung des Käsestoffes der Milch durch die in neuerer Zeit ausgebauten technischen Verwertungsarten des Kaseins ergänzt worden ist!

Von der Verarbeitung des Kaseins zu künstlichen Nahrungsmitteln soll im folgenden abgesehen werden und nur die technische Verwertung behandelt werden, die für Gewerbe und Industrie Bedeutung hat.

Die Milch ist bekanntlich eine Flüssigkeit, in der verschiedene Stoffe sehr fein verteilt enthalten sind. Das in der Vollmilch enthaltene Fett wird als Rahm abgeschieden und zur Butter verarbeitet. Der nun verbleibende Rückstand führt die Bezeichnung Magermilch. In dieser sind, soweit Kuhmilch in Frage kommt, durchschnittlich 3,2 Proz. Käsestoff enthalten. Dieses Kasein kann nun durch Säuren oder durch Labflüssigkeit aus der Magermilch gefällt werden. Lab ist ein Eiweiß spaltendes Ferment, das besonders Milch zum Gerinnen bringt. Die vierte Abteilung der Kälbermagen führt direkt die Bezeichnung Lab- oder Käsemagen, weil hier Labflüssigkeit erzeugt wird. Für die Verwertung des Kaseins ist es aber nicht gleichgültig, in welcher Weise es gewonnen wird, da nur der durch Säuren abgeschiedene Käsestoff rein ist. Zwecks Abscheidung des Kaseins wird die Milch erhitzt. Wird die Fällung des Käsestoffes durch Lab erzwungen, so muß die Erwärmung auf 20 bis 60 Grad Celsius bewirkt werden. Ein Teil Labflüssigkeit vermag bei einer Temperatur von 35 Grad Celsius 10 000 Teile Milch in 40 Minuten zu verfließen.

Um aus der Milch in möglichst rationeller Weise das Kasein zu gewinnen, wird daher die Flüssigkeit in heizbare Gefäße gebracht und mit dem gewählten Fällungsmittel zusammen erwärmt. Derartige „Käsefässer“ oder „Käsewanne“ können durch direkte Feuerung oder auch durch Dampfheizung erhitzt werden.

Ist die Milch geronnen, so hat man den Käsestoff, jetzt „Bruch“ genannt, und die Wasse, die nun zu entfernen ist und dann als Nahrungsmittel Verwendung findet, oder auch zur Darstellung anderer Stoffe (Milchzucker z. B.) benutzt wird.

Der zur technischen Verarbeitung bestimmte Käsestoff muß von der Masse befreit werden. Zu diesem Zweck wird das Kasein wiederholt mit Wasser ausgewaschen und dann ausgepresst. Um die Entfernung der Flüssigkeit recht gründlich zu erzwingen, benutzt man im Großbetriebe die Zentrifugen. In einem solchen Apparat, der in schnellste Umdrehung gesetzt wird, werden die Feuchtigkeitsanteile abgeschleudert. Dieser Reinigungs- und Entwässerungsprozeß wird so lange wiederholt, bis das ausgeschleuderte Waschwasser rein ist. Für manche Verwendungszwecke wird das Kasein in diesem Zustande benötigt. Es kann aber auch getrocknet werden, wozu rotierende Trocknungstrommeln oder auch Vacuumtrockenschränke benutzt werden. Letztere sind große eiserne Gehäuse, deren Inneres geschlossene Heizfläßen besitzen. Diese werden durch Warmwasser oder Dampf während des Trocknungsprozesses ständig auf bestimmter Temperatur erhalten. Nachdem das zu trocknende Gut in einen solchen Vacuumschrank eingebracht ist, wird die Tür luftdicht geschlossen und nun das Schrankinnere durch Aufdrehen eines Ventils, das zu einer Luftpumpe führt, unter Vacuum (Luftverdünnung) gesetzt. Die Verwendung des Vacuum für derartige Trocknungszwecke empfiehlt sich darum, weil im luftverdünnten Raum die Stoffe schneller ausgetrocknet werden. Das Kasein wird gewöhnlich bei einer Luftverdünnung von 720 Millimeter Quecksilbersäule getrocknet. Man braucht in diesem Fall das Trocknungsgut nur auf etwa 40 Gr. Celsius zu erwärmen, um die in ihm enthaltene Feuchtigkeit zum Auslocken zu bringen, und hat den Vorteil, das Kasein nicht so hoch erhitzen zu müssen, daß es für seine weitere technische Verarbeitung Schaden nehmen könnte.

Die Verfahren zur Darstellung von Kasein unter Verwendung von verschiedenen Säuren sind mannigfacher Art und meist durch Patente geschützt.

Das nun getrocknete Kasein ist zur sofortigen weiteren Verarbeitung benutzbar; es kann aber auch beliebig lange aufbewahrt werden. Geschieht diese Aufbewahrung so, daß das Gut nicht

Feuchtigkeit aufnimmt, dann ist seine Haltbarkeit unbegrenzt. Da es aber zur Vermeidung schnellen Verderbens peinlichst vor Fäulnis geschützt werden muß, so benetzt man es im Interesse möglichst langer Erhaltung mit hochprozentigem Alkohol und verpackt es dann in zweckmäßiger Weise. Der verdunstete Alkohol sorgt alsdann dafür, daß keine Fäulniserreger am Käsestoff zur Entwicklung gelangen können.

Gereinigt Kasein, das z. B. durch Zusatz einer Sodaaflösung während des Auswaschverfahrens dargestellt wird, ist ein aschefreies Pulver von blendend weißer Farbe. Da es sich in Wasser nur löst, wenn diesem Kalziumcarbonat zugesetzt ist, so kann es mit Erfolg zur Herstellung von wasserfesten Ueberzügen, Farben, Anstrichen usw. verwendet werden.

Wird Kasein in Verbindung mit Produkten des Leims und der Gelatine durch Behandlung mit Formaldehyd unlöslich gemacht, dann hat man ein Material, das sich ausgezeichnet zur Herstellung von Ueberzügen eignet. In dieser Hinsicht seien nur einige Verwertungsarten angeführt. Tapeten lassen sich mit derartigen unlöslichen Kasein so behandeln, daß sie abwischbar werden und bedeutend an Haltbarkeit gewinnen. Man kann auch derartigen Ueberzug auf Tapeten noch nachträglich aufbringen oder Mauerverk durch solchen Anstrich abwischbar machen. Es erscheint wahrscheinlich, die heute in Verwendung befindlichen Zelluloidfilme für photographische Zwecke durch solche später zu verdrängen, die aus unlöslichen Kaseinschichten herzustellen wären. Diese Filme hätten dann nicht die hohe Feuergefährlichkeit, die den jetzt gebräuchlichen Zelluloidfilmen leider anhaftet.

Auch als Ersatz für Firnis findet das Kasein Verwendung. Zu diesem Zweck wird es mit einer Lösung von Seife und gelöschtem Kalk vermischt. In der Maltechnik werden unter geeigneter Verwendung von Kaseinfarben beachtenswerte Erfolge erzielt. Die Bestrebungen, in der Holzindustrie den teuren Leim tierischer Herkunft zu verdrängen, haben durch die moderne Kaseintechnik einen ausserordentlichen Impuls erhalten. Natürlich müssen die hier in Betracht kommenden Kaseinbindemittel erst nach und nach das Vorurteil und den Hang zum Althergebrachten im Menschen überwinden, ehe sie in der Weise wirklich Verwertung finden werden, wie sie eigentlich ihrer guten, dem Leim durchaus nicht nachstehenden Eigenschaften wegen schon heute finden könnten. Es sei indes nur noch erwähnt, daß man z. B. durch Behandlung von trockenem Käsestoff mit Ammoniak- oder Boraxlösung ein Bindemittel erhält, das allein oder in Verbindung mit Stärke ohne Erwärmung benutzbar ist und das der Feuchtigkeit gut widersteht. Durch Behandlung des Kaseins mit Kalziumhydroxid und anderer chemischer Substanzen läßt sich aber auch ein wasserbeständiger Leim erzielen.

Die voraussichtlich größte Verwendung wird aber das Kasein als Substanz zur Herstellung plastischer Massen erlangen. Der Käsestoff läßt sich nämlich in die verschiedensten Formen pressen und ist daher zur Fabrikation der mannigfachen Gebrauchsartikel geeignet. In dieser Beziehung hat sich denn auch schon eine bedeutende Industrie gebildet.

Das unter dem Namen Galalith in den letzten Jahren in den Handel gebrachte Erzeugnis ist nichts anderes als ein Kaseinprodukt. Das Galalith (Milchstein) wird durch Behandlung des Kaseins mit Natrium- und kohlensauren Alkalien als möglichst farbloses Produkt gewonnen, dem auch Farbstoffe zugesetzt werden können. Dem Grundstoff können aber auch vor der Behandlung mit Formaldehyd andere Stoffe wie: Korkpulver, Hornabfälle usw. zugesetzt werden, wodurch man wieder das Galalith für weitere Artikel geeignet macht. Wird Galalith z. B. in geeigneter Weise unter Zusatz von Nuz behandelt, dann erhält man ein Erzeugnis, das dem Jet starke Konkurrenz zu machen berufen scheint. Die Galalitherzeugnisse finden, entweder im reinen oder durch färbende Zusätze abgetönten Zustande, als Kämme, Bürsten, Haarnadeln usw. umfangreiche Verwertung. Die in letzter Zeit so sehr als Schmuck auf den Markt gebrachten, oft durch Steineinlagen und Goldbordüren schön verzierten Haarkämme finden immer mehr Aufnahme, ohne daß wohl die wenigsten der Trägerinnen dieser Erzeugnisse wissen, daß sie ein Schmuckstück tragen, welches zum Ausgangsprodukt die Milch hat. Auf alle Fälle sind derartige Kämme mehr zu empfehlen als die gleichartigen Erzeugnisse aus Zelluloid. Wenn es auch Unstimm ist, daß — wie gelegentlich solche Schauernachrichten durch die Presse gegangen sind — sich Zelluloidkämme in den Haaren der Trägerin entzünden, wenn diese in die Nähe eines heißen Ofens kommt, so sind Zelluloidschmuckstücke immerhin feuergefährlich, was von Galalith nicht gesagt werden kann.

Der „Milchstein“ besitzt auch isolierende Eigenschaften und wird daher in der Elektrotechnik als Isoliermittel ein weiteres Verwendungsgebiet erobern.

In der Textilindustrie wird Kasein, mit Ammoniak aufgelöst, schon heute als Appreturmittel geschätzt. Unter dem Namen „Glutin“ wird das mit wolframsaurem Natron behandelte Kasein als Verdichtungsmittel für Färberei und Druckereizwecke benutzt. Wenn wir noch erwähnen, daß dieses Produkt der Milch auch zur Beschönerung, Erhöhung des Glanzes und der Haltbarkeit der Seide in Aufnahme kommt, dann werden unsere Leser eine Vorstellung davon bekommen, wie segensreich die technische Verwertung der Milch, die hier nicht erschöpfend behandelt werden konnte, in unser gewerbliches und industrielles Leben schon heute eingreift!

G.